



Wir kommentieren

den Film «Une aussi longue absence»: Ein Film voller Poesie – Atmosphärische Situations-schilderung – Darstellerische Intensität – Letzte metaphysische Tiefen werden angezielt – Schöpferische Liebe – Eine christliche Philosophie des «Mitseins» – Sinnbild der Erlösung.

Antworten auf Fragen katholischer und evangelischer Christen (von Max Brändle): Der Unterschied in der Glaubensdarlegung einst und heute – Was fragt der Mensch von heute? – Wie muß ihm geantwortet werden? – Vom christlichen Freimut – Von seiner Begründung im Evangelium – Und von seinen Grenzen – Beispiele.

Kirche und Unglaube

Die Kirche und der säkularisierte Mensch von heute: 1. Die Darbietung der Lehre: Die öffentliche Meinung muß umgestimmt werden – Die eigentlich katholischen Inhalte müssen geboten werden – Umfassende Gesamtschau – Kein Kleinkram – Das Sparsamkeitsprinzip Gottes – Die Geheimnisse – Gnade und Natur –

Der Kirche Absolutheitsanspruch aus der Gesamtschau – Das geschichtliche Fundament der Kirche – Die Moral erst nach dem Dogma – «Je anspruchsvoller wir das Christentum zeigen, desto mehr Freunde werden wir ihm gewinnen» – **2. Lebensäußerungen der Kirche:** Liturgie ohne barocke Üppigkeit – Predigt ohne hilflose Proteste – Beicht am richtigen Ort – Das Beten fördernde Architektur – **3. Die Träger der Verkündigung:** Der Priester – Der Laie im Beruf – Ein praktischer Weg der Realisierung ...

Politik

Die Schweiz, ein Kanton Europas: «Die Existenz der Schweiz steht auf dem Spiel» – Glaubt die Schweiz an die europäische Idee? – Wollen wir ein Europa des 18. Jahrhunderts? – Warum lieber EFTA als EWG? – Was sagen unsere Kritiker? – Um einen Frieden zurück – Sie glauben nicht, daß die Neutralität der Schweiz im Interesse Europas gelegen ist – Urteile Erhards und Spaaks – Beunruhigendes Großbritannien – Schützt die Neutralität unsere Einheit? – Wir müssen: die Kritiken ernst nehmen – Natio-

nalen Egoismus preisgeben – Uns nicht wie eine Sekte benehmen – Die rechten Perspektiven wiedergewinnen – Neutralität ist nur ein Mittel! – Schwierigkeiten: Der Gemeinsame Markt und unsere Unabhängigkeit – Das Problem der Landwirtschaft – heute schon – Die Probe auf den Liberalismus des neuen Europa ...

Konzilsprobleme

Diakonie in psychologischer Sicht: 1. Die psychologische Situation weltweit – Die Ohnmacht des Christentums, wenn es sich auf den Staat stützt – Nach einseitig klerikalem Ausbau... – Urchristliches Gemeindeleben notwendig – 2. Dienende diakonische Liebe eine Grundkonstante des Christentums – 3. Ein Heilmittel gegen entartendes Grundverhalten: Der Ohnmacht-Standpunkt – Die lethargische Passivität – Der Verdienerejobismus – Die introvertierte Abkapselung – Die Überschätzung des Diesseitskultes.

Bücher

M. Luther: Vom unfreien Willen – Paul Roth: Opium für das Volk.

KOMMENTARE

« Une aussi longue absence »

In Zürich (Cinéma ABC) ist eben der Film «Une aussi longue absence» (auf den Filmfestspielen von Cannes 1961 mit der «Goldenen Palme» ausgezeichnet) angelaufen. Er wirkt nicht nur wegen seiner bemerkenswerten künstlerischen Gestaltung, nicht nur wegen seiner atmosphärischen Situationsschilderung und wegen der Intensität der Darstellung ergreifend, sondern auch weil in ihm letzte metaphysische Tiefen der menschlichen Existenz angezielt werden. Handlungsablauf: Die Inhaberin eines Pariser Vorort-Cafés sieht eines Tages einen Clochard vorbeigehen und glaubt in ihm ihren im Kriege verschollenen Mann zu erkennen; der Vagabund hat sein Gedächtnis verloren und damit auch alles, was er im Leben besaß; die Witwe bemüht sich, alte Erinnerungen in ihm hervorzurufen, sichtbar ohne Erfolg; sie gibt aber den Clochard nicht auf und wird ein Leben lang in liebevoller Sorge versuchen, ihren Mann aus ihm ins Leben zu rufen.

Ist es nicht erschütternd, daß man heute noch einen solchen Film zu schaffen vermag? Einen Film voller Poesie und menschlicher Schönheit. Es geht in ihm um das Erhabenste, Schwierigste und zugleich Einfachste, das in der Tiefe des Menschendaseins schlummert, um die bedingungslose Liebe, die alle Zerstörung, alle Vereinsamung und alles Schicksal überwindet, ja

in letzter Analyse um die Erlösung. Selten nur leuchtet vor uns in einem Film mit solcher Evidenz das auf, was das Wesen der schöpferischen Liebe ausmacht. Es sei hier in einigen phänomenologischen Ansätzen wenigstens andeutungsweise entworfen.

Jeder Mensch bildet eine geschlossene Ganzheit. Da steht er, aus bestimmten Voraussetzungen erwachsen, mit seinem gewordenen Charakter, seinem Schicksal, seinem Beruf, seinem Besitz. Der andere Mensch ist wiederum ein Ganzes für sich. Zwischen ihnen steht das Bewußtsein der Andersheit. Plötzlich entflammt zwischen den beiden die Liebe. Wie geschah der Übergang? Möglicherweise werden sie diese Frage gar nicht beantworten können. Vielleicht haben sie miteinander gesprochen, vermutlich über belanglose Dinge. Dann plötzlich war es da. Vorher waren sie nur «nebeneinander», oder einfach «zusammen» gewesen. Jetzt sind sie in voller Bedeutung des Wortes «mit-einander».

Wie geschah aber all das? War es wegen einer äußeren Eigenschaft? Lag es etwa an der Stimme des andern, an seiner äußeren Erscheinung, an seiner menschlichen Wärme? Das auch, aber nicht nur das. Andere sind vielleicht angenehmer, anziehender und schöner, schon rein äußerlich gesehen. Freilich spielt die äußere Erscheinung mit hinein. Sie bringt Menschen einander näher. Das Eigentliche der Liebe hat sie aber nicht

erzeugt. Oder lag es an den seelischen Eigenschaften des andern, an seiner Großherzigkeit, an seiner inneren Anmut, an seinen interessanten Gesprächen oder an seiner ergreifenden Stille? Andere sind aber intelligenter, großzügiger, interessanter und ergreifender. Trotzdem liebt dieser Mensch gerade diesen «andern», so wie er ist. Und wird ihn auch lieben, selbst wenn ein Unfall seine leibliche Schönheit zerstört, selbst wenn er häßlich oder ungepflegt wird, selbst wenn eine große Krankheit oder ein Unglück sein Gedächtnis, seine Intelligenz oder sogar seine Zurechnungsfähigkeit vernichten. Er wird ihn lieben, selbst wenn er «herunterkommt», wenn er schlecht wird, wenn er Verbrechen begeht. Ja, seine Liebe wird vielleicht dadurch noch erhöht. Sie wird noch reiner, größer, unbedingter, noch liebender.

Was ist dann aber der eigentliche Grund dieser Liebe? Es gibt keine andere Antwort: dieser Mensch liebt die andere Person, weil sie ist, er sucht ihr Ich, er sucht das, worin sie eben dieser Einzelne ist. Lieben heißt: auszusprechen, es ist gut, daß du bist. Ja, es ist gut. Aber warum? Wird der Liebende dadurch vielleicht reicher, erhält er dadurch vielleicht Vorteile, wird er dadurch in seiner Karriere schneller vorankommen? Nein, das ist es nicht. Nicht auf diese Weise ist es gut, daß der andere ist. Dann aber wie? Es ist gut für den Liebenden, daß die andere Person ist, weil er bei ihr so sein kann, wie er ist, weil sie nichts von ihm will, weil sie ihn freiläßt. Aber auch das ist nicht das Eigentliche. Er erhält von ihr nichts Handgreifliches, kein «Etwas»; er erhält sich selbst von ihr. Vorher, bevor er angefangen hat zu lieben, war er eben nicht «er» selbst. Er war nur die Rolle, die er spielen mußte. Seitdem er aber liebt, ist er. Er liebt, und darum ist er. Und die andere Person macht die gleiche Erfahrung mit ihm. Auch sie «ist» sie selbst erst, seitdem sie einander lieben. Das besagt aber etwas Seltsames: der eine bekommt sich selbst vom andern, und der andere bekommt sich selbst von dem einen. Beide «sind», indem sie «miteinander» sind, indem sie ein «Wir» sind.

Diese kurze Phänomenologie der Liebe hat etwas Wesentliches aufgezeigt: die Schranken des Eigenseins werden in der Liebe gleichsam aufgehoben, ohne aber zu verschwinden. Die Person löst sich nicht auf. Doch ist der Mensch bereits drüben, in der andern Person, und die andere Person ist in ihm. Das Sein des andern wird in der Liebe unser eigenes Sein. Wir können in der Liebe unser eigenes Sein dem andern schenken und ihn aus seiner Armseligkeit herausheben, ihn erlösen, ihm neuen Seinsbestand verleihen. Darin offenbart sich ein Ruf Gottes, eine Einladung, uns dem bedrohten, armseligen und leidenden Geschöpf in der Liebe zuzuwenden. In der Geschichte des guten Samariters scheint uns Christus zuzurufen: «Halte dich bereit in Demut, entwickle die Offenheit des Herzens, damit du deinen Nächsten erkennst, wenn er deinen Weg kreuzt. Stehe bereit für die Hingabe. Lausche auf die Stimme deines Herzens. Sei offen allem Leid gegenüber. Sei ein demütig Liebender. Wenn du so bist, wirst du eines Tages dem Menschen begegnen, der niemanden hat außer dir und den du in der Liebe erlösen mußt. Und dann sollst du dein Schicksal auf dich nehmen.»

Der oben gezeichnete Vorgang des Seinsausstausches in der Liebe ist ein Gleichnis dafür, was sich in der Liebe Christi mit uns ereignet. Mit Christus zu sein, ihn innig und reif zu lieben, heißt demnach, im Seinsausstausch mit dem Gottmenschen zu sein. Das Sein Christi wird in der Liebe Christi unser eigenes Sein. Ich erhalte mich selbst als Geschenk von ihm, indem er sich selbst mir gibt. Er ist aber nicht nur Mensch, sondern auch Gott. Daraus folgt etwas, was wir fast nicht auszusagen wagen: ich werde in der Liebe Christi Christus selbst, ich erhalte mein eigenes Leben vergöttlicht von ihm, ich, der Verlorene und gleichsam ohne Menschenbewußtsein Dahintaumelnde, werde mit meinem von Vergänglichkeit bedrohten Wesen in die göttliche Dreifaltigkeit hineingehoben. Christus setzt aber die Liebe zu ihm mit der Liebe zum Nächsten gleich. Hinter unserer menschlichen Liebe öffnet sich der Abgrund Gottes, jener neue,

wesenhafte Innenraum, der bereits jetzt geheimnisvoll Himmel ist und wohin wir einkehren können, endlich nach «une aussi longue absence».

Freimut der Christen

Angst vor der Wahrheit ist immer Zeichen eines schlechten Gewissens, in letzter Analyse ein Zeichen der Angst vor Gott. Die Wahrheit, jegliche Wahrheit, ist göttlichen Ursprungs, ist Ausdruck der einen göttlichen Wesenheit. Es ist also unmöglich, und zwar grundsätzlich und für immer, daß unser Glaube irgendeiner Wahrheit widerspricht. Die echte christliche Haltung der Wahrheit gegenüber kann also nur eine allumfassende Aufgeschlossenheit sein. Der Christ darf sich keiner Einsicht verschließen, woher sie auch kommen mag. Er hat kein Recht, sich hinter einem Partikularismus zu verschanzen, sich in einseitigen Gedanken- und Verhaltenssystemen einzumauern. Solche Einstellung wäre nicht nur «unzeitgemäß», sie wäre auch zutiefst unchristlich. Das Christentum trägt eine glühende Vision des Universums in sich, in der alle Wahrheiten aufgehoben sind, ja ihre eigentlichste Bedeutung erst erhalten. Die Vision einer nicht abgeschlossenen, sondern offenen, auf eine ewige und göttliche Vollendung hin aufgebrochenen Welt. Ist dem wirklich so, dann müssen wir uns ehrlich fragen, woher es kommt, daß vielen heutigen Menschen unser gelebtes Christentum als hoffnungslos wirklichkeitsfremd, verschlossen, ja kindisch erscheint. Wirklichkeitsfremdheit bedeutet doch im Grunde eine Fremdheit dem letzten tragenden Grund der Wirklichkeit, Gott, gegenüber. Und die Wirklichkeit offenbart sich uns des öftern in der Frage, die Menschen an uns richten. Deshalb mag unsere «christliche Wirklichkeitsferne» ihren Grund, unter anderem, darin haben, daß wir uns oft den Fragen der Menschen an unseren christlichen Glauben verschließen oder sie in einer voreilig billigen Apologetik verdrängen. In der Offenheit allen Fragen gegenüber und in der schonungslosen Ehrlichkeit in der Beantwortung dieser Fragen muß sich unsere christliche Glaubensfrömmigkeit bewähren. Sie sind Haltungen unserer christlichen Andacht zur Wirklichkeit. Ohne sie ist kein reifes Christentum möglich.

Wenn die Offenbarung uns sagt – und damit weisen wir auf ein Schlüsselwort sowohl des Alten wie des Neuen Testaments hin –, daß wir von Gott die «parresia» bekommen haben, dann gebraucht sie einen Grundbegriff der griechischen Demokratie, um die Haltung der Offenheit der Gottessöhne vor Gott und vor Menschen zu bezeichnen. Ursprünglich besagte das Wort das Vorrecht der Redefreiheit des Vollbürgers, das Recht, alles zu sagen. Das «Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament» weist noch auf zwei Bedeutungsnuancen hin, die das Wort im politischen Bezirk besaß: die «Offenheit zur Wahrheit», die sich gegen die Tendenzen der Verschleierung und des Verbergens richtet, und der «Freimut», der sich gegen jeden wendet, der das Recht zum Offenbarmachen der Wahrheit einschränken und das Aufdecken der Wahrheit selbst verhindern will. Das Wort besitzt sogar eine Nebenbedeutung von «Frechheit» und «Unverschämtheit». Diesen vielschichtigen Begriff überträgt nun die Offenbarung auf die Christen: sie sollen einen freien und freudigen Stand haben vor Gott und vor den Menschen. Diese von Gott geschenkte «parresia» besagt «die offene, ungezwungene, nicht verschämte oder Schande befürchtende Art des kindlichen Umgangs mit dem Vater, das Hintreten erhobenen Hauptes, mit der Selbstverständlichkeit dessen, der ein angestammtes Recht hat, dazusein und zu reden, der ohne Angst dem Vater ins Antlitz blicken darf und ihm nicht, wie die Fernstehenden einem Monarchen, gesenkten Blicks, in unterwürfiger Gebärde, in den Schranken eines strengen Zeremoniells und einer vorgeschriebenen Sprechweise sich nähern muß. Die Tür steht offen, und wo immer ein Kind Gottes sich befindet, dort ist auch die offene Tür» (Hans Urs von

Balthasar). Verwirklicht der Christ in Freude und ohne Furcht diese Haltung der «parresia», so tritt jener Zustand ein, wovon das Buch der Sprüche (1, 20f.) uns sagt: «Die Weisheit ruft auf der Gasse, auf den Plätzen läßt sie ihre Stimme öffentlich ertönen, auf den Mauern ruft sie, an den Stadteingängen erhebt sie rückhaltlos die Stimme.»

Wenn diese Haltung der christlichen Freiheit, wenigstens in Ansätzen, heute, wo so viel von «Opportunität», «Reverenz» und «voreiliger Kritik» tadelnd geredet wird, Ausdruck und Verwirklichung findet, so müssen wir uns glücklich wähen. Wir fanden diese Haltung in den zwei ersten Bändchen der vom Schweizer Theologen und Mitarbeiter der «Orientierung» auf fünf Bände geplanten Reihe «Antworten auf Fragen katholischer und evangelischer Christen». Die einzelnen Antworten sind seit 1956 in der konfessionell neutralen Zürcher Tageszeitung «Die Tat» in der Rubrik «Fragen an den katholischen Pfarrer» erschienen. Die frappantesten von ihnen finden wir jetzt, thematisch geordnet und etwas überarbeitet, in handlicher Taschenbuchform vor. Der erste Band behandelt die Themen «Kirche, Papst, Maria», der zweite die Problemkreise «Ehe, Moral und Volksfrömmigkeit». Die Reihe erscheint im Tyrolia-Verlag, Innsbruck (glanzfoliekaschiert, je Band Fr. 5,80). Zwei weitere Bände sollen noch im Laufe dieses Jahres veröffentlicht werden: «Bibel, Sakramente, Liturgie» und «Weltbild und Glaube». Mit Spannung erwarten wir diese nächsten Bände, da darin offensichtlich heikle theologisch-weltanschauliche Probleme der Gegenwart angeschnitten werden. Die ursprüngliche Bestimmung dieser «Antworten» hat dem Verfasser einen prägnanten, klaren und mit knappen Ausdrücken durchsetzten Stil auferlegt. Deshalb sind diese Bände gleichsam als Anleitung zur persönlichen oder gemeinschaftlichen Auseinandersetzung äußerst geeignet. Nur wer es einmal selber versucht hat, kann sich Rechenschaft darüber geben, welch mühevollere Kleinarbeit und Selbstbeherrschung notwendig ist, eine solche Fülle von Informationen und theologischen Reflexionen in so dichter Form auszusprechen. Mögen die einzelnen Antworten stellungsweise als summarisch oder sogar in einseitige Richtung strebend erscheinen, sie sind immer anregend und informativ. Oft reizen sie zum Widerspruch. Vielleicht ist aber gerade dies eine der Absichten des Verfassers. Über die Beantwortung der einzelnen Fragen hinaus erscheint uns viel wichtiger die überall zum Vorschein kommende Haltung der christlichen «parresia» des Verfassers. Er will nichts verbergen, sucht objektive Klarheit und dadurch die Wahrheit, die nicht anstoßen, sondern befreien soll. Es gibt in diesen Bändchen keine «Vorspiegelung falscher Tatsachen» einer billigen Apologetik.

So wird zum Beispiel das im Hinblick auf die eidgenössische Abstimmung brennende Problem der Atombewaffnung der Kleinstaaten aufgegriffen: «Wie sehr die katholischen Theologen über die grauenvollen Wirkungen des Atomkrieges einig sind, ersieht man auch aus ihren konkreten Vorschlägen, die Gefahr eines Atomkrieges zu bannen ... Der Verzicht auf Souveränitätsrechte, den der Ausbau der internationalen Organisationen mit sich bringt, werde durch die Vermeidung des Atomkrieges

tausendfach aufgewogen. Die katholische schweizerische Zeitschrift «Orientierung» wirft in ihrem Artikel über die Atombombe sogar die Frage auf, ob die Kleinstaaten nicht von sich aus feierlich auf die atomare Rüstung verzichten sollten.» – In bezug auf ein inzwischen («Fall-Lombardi») wieder heiß diskutiertes Problem, «Prunk in Rom», sagt uns Brändle verständnisvoll: «Die Italiener aber empfinden anders. Für sie ist die Fassade etwas Wesentliches. Für den Italiener ist die Geste, mit der etwas gesagt wird, ebenso wichtig wie das, was gesagt wird. Die logische Beweiskraft eines Arguments überzeugt ihn weniger als der Stimmaufwand, mit dem ein Argument vorgebracht wird ... Der Prunk der römischen Zeremonien ist für sie eine überzeugende Veranschaulichung der weltweiten Sendung der Kirche; äußere Einfachheit vermöchte ihr rudimentäres Glaubenswissen nicht anzusprechen.» Oder: «Infolge ungenügender Internationalisierung der Kurie behalten klerikale Traditionen und Ambitionen einer vergangenen Epoche ein zu großes Gewicht. Papst Johannes XXIII. selbst hat sich in seiner Ansprache vom 24. November 1960 an den Klerus von Rom hierüber beklagt.» – Es müssen heute wirklich Fragen ausgesprochen werden wie diese: «Dürfen wir Katholiken uns damit abfinden, daß unsere Kirche dem Außenstehenden wie ein Institut zur Pflege mittelalterlichen Brauchtums vorkommt?» – Oder: «Wenn die Protestanten nicht einzusehen vermögen, daß die Reliquienverehrung nichts Heidnisches ist, müssen wir dann nicht mit Paulus auf die Schwachen Rücksicht nehmen und uns in der Reliquienverehrung eine solche Diskretion auferlegen, daß jedes Ärgernis ausgeschlossen wird?» – Dann der an sich selbstverständliche Grundsatz, der aber leider sehr mutig klingt: «Nach Pius XII. haben also Seelsorger wie Laien die Pflicht, die Bildung einer öffentlichen Meinung über kirchliche Angelegenheiten zu fördern. Ein Diskussionsverbot kann also nicht nach Gutdünken eines Ordinariats erlassen werden, sondern es muß sachlich begründet sein. Sachliche Gründe liegen vor, wenn die Einheit in der Liebe oder das rechte Verständnis von Glaubensfragen gefährdet ist.»

Dr. Brändle spricht zu reifen Zeitgenossen oder zu Menschen, die solche werden wollen. Es dringt bei ihm etwas durch, was wir am liebsten mit seinen eigenen Worten charakterisieren möchten: «Erfreulicherweise ist heute die Einstellung der katholischen Elite in den verschiedensten Ländern eine andere geworden. Man hat erkannt, daß die Geschichte nicht ein Ineinanderspiel von Kräften ist, denen der Mensch wehrlos ausgeliefert ist. Der Verlauf der Geschichte hängt von der gestaltenden Kraft des Menschen ab. So erstet eine Moral, die nicht mehr aus bloßen Anweisungen an die Beichtväter besteht, sondern aufgebaut ist auf einer Theologie der irdischen Wirklichkeit, zu der Theologen wie de Lubac (Die soziale Dimension des Katholizismus), Chenu (Theologie der Arbeit), Congar (Theologie des Laikats), Lebreton (Economie et Humanisme), Teilhard (Le milieu divin) Bausteine geliefert haben. Sie weist uns auf positive Aufgaben, für die ein Mensch sich begeistern kann und die das Leben lebenswert machen.» L. B.

Soeben erschienen:

MAX BRÄNDLE

Ehe, Moral und Volksfrömmigkeit

Antworten auf Fragen katholischer und evangelischer Christen
180 Seiten, glanzfoliekaschiert Fr. 5,80. Tyrolia-Taschenbücher
Nr. 12.

Ein weiteres Bändchen des Schweizer Theologen über Fragen, die sich um Ehe, Moral und Volksfrömmigkeit gruppieren und überaus klar und weltoffen beantwortet werden. Fragen wie Antworten sind ein Spiegelbild der in Bewegung geratenen geistigen Fronten im Hinblick auf das ökumenische Konzil.

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

DIE KIRCHE UND DER SÄKULARISIERTE MENSCH VON HEUTE*

(In einer ersten Untersuchung (Orientierung S. 15 bis 18) hat der Autor aus seiner praktischen langjährigen Erfahrung die Haltung der Menschen, die der Kirche den Rücken gekehrt haben, gegenüber Gott und der Kirche, ihre Schwierigkeiten und die Ansatzpunkte für den Glauben, sowie die Chancen, die im Zeitgeist liegen, analysiert. In diesem zweiten Teil will er umgekehrt die Haltung der Kirche aufzeigen, die sie in Lehre und Praxis einnehmen sollte, um dem abständigen Menschen entgegenzukommen.)

Darstellung des Glaubens

Wie tritt die Kirche dem Abfall entgegen?

Eigentlich braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen und nach ausgefallenen Wegen zu suchen. Die öffentliche Meinung über die Kirche muß umgestimmt werden. Nach wie vor wird der Glaube durch die Verkündigung in die Welt getragen. Es reicht dafür freilich nicht aus, wenn unsere Predigten nur die allgemeine Moral eines gütigen Humanismus verbreiten. Gewiß, es ist so viel an religiöser Substanz geschwunden, daß es schon beglückend für die Menschheit ist, wenn die großen sittlichen Linien wieder befolgt werden. Doch diese sind nicht das Eigengut des Christentums; sie werden von den verschiedensten Religionen der Welt anerkannt.

Unsere Verkündigung muß die eigentlich katholischen Inhalte bieten, und zwar die, durch die der heutige Mensch schockiert wird. Das mag paradox klingen. Doch wenn wir die Wahrheit haben, ist nichts zu frisieren. Weil wir ehemals ein christliches Volk waren, weiß man bei uns allenthalben, daß im Christentum Teufel und Engel, eine Menschwerdung Gottes und eine Auferstehung von den Toten gelehrt werden.

Diese Inhalte sind für unsere Zeitgenossen so außergewöhnlich, daß man sie als Märchen abtut. Beheben wir diese Vorurteile nicht, so bleibt die Ablehnung gegen die Kirche bestehen.

Was Paulus lehrt, wenn er vom Erstgeborenen aller Schöpfung redet, ist heute wichtig. Die Bedeutung Christi für die Anthropologie, daß es nicht ein komischer Einfall Gottes war, wenn er Mensch wurde, daß er nicht als Aufsichtsbeamter auftrat, der Ordnung schaffen wollte, sondern daß ein innerer Zusammenhang zwischen ihm und dem Menschengeschlecht vorhanden ist. Von daher gilt es, das gesamte Weltgefüge als den Schauplatz einer Heilsgeschichte darzustellen.

Man verlangt heute umfassende Aussagen, die das Ganze deuten. Im spezialistischen Kleinkram ist man beinahe erstickt. Nur in dieser Weite wird einsichtig, warum vieles, das zur Zeit Christi erfahren wurde, heute nicht mehr vor sich geht. Das ist ja immer wieder die große Frage: «Warum geschehen all die außergewöhnlichen Ereignisse aus der Zeit Jesu jetzt nicht mehr?» Das sogenannte Sparsamkeitsprinzip Gottes, daß er nichts durch besondere Eingriffe tut, was auf normalem Weg möglich ist, daß er sich grundsätzlich an die Ordnung der Welt hält, so wie er sie geschaffen hat, leuchtet heute ein; denn man liebt diese Welt und die Gesetze, die man aus ihr errechnet hat.

Daß auch der Christ der Weltordnung vertraut, rehabilitiert ihn gleichsam. Gewiß haben wir es in unserem Glauben mit Geheimnissen zu tun. Aber wir dürfen damit nicht das Denken und Fragen der Menschen unterbinden. Die Geheimnisse sind ewige Bestandteile des einen Planes Gottes, die unsere Erkenntnis übersteigen. Sie sind in bezug auf das Ganze nicht unsinnig. Aus unserem Denken und Wissen führen Wege an sie heran. Es wäre verkehrt, ersparten wir sie uns, weil wir schließlich Halt machen müssen und nicht weiter eindringen. Der heutige Mensch legt viel Wert darauf, wenigstens zu erfahren, daß alles klug in das Ganze hineinkomponiert ist. Daß wir vieles nicht wissen, begreift er aus sonstigen Erfahrungen.

* Vergleiche den Artikel: «Wege zum säkularisierten Menschen» in Nummer 2, S. 15 ff.

Dringend erwartet man eine Klärung über die Gnade und ihr Verhältnis zur Natur, weil sie entscheidend für das Erlöstsein ist. Der Christ behauptet, ein anderer Mensch zu sein, jemand, der seinsmäßig gehoben ist. Man versteht durchaus, daß es trotzdem schlechte Katholiken gibt. Aber man möchte etwas darüber hören, wie und wo dieses übernatürliche Leben sich an den Guten offenbart. Hier hilft es schon viel, darzulegen, daß der lebendige Christ niemals ohne diese Gnade handelt, daß man bei ihm keine Akte mit und ohne Gnade unterscheiden kann.

Es empfiehlt sich weniger, Einzelereignisse vorzutragen, bei denen ein gläubiger Mensch Gottes Hilfe gespürt zu haben meint. Besser ist es, darauf hinzuweisen, daß es im menschlichen Leben Handlungen gibt, die allen Trieben und Neigungen widersprechen und auf die Kraft des Übernatürlichen deuten.

Ist jemand von der umfassenden Gesamtschau des Christentums ergriffen, so lassen sich seine Widerstände gegen den Absolutheitsanspruch der Kirche überwinden. Die vollendete Planung Gottes legt es nahe, daß die bewußte Beziehung des Menschen zu Gott, die Religion, nicht gänzlich umgestaltet sein kann, vielmehr von Gott eine Form erhalten hat. Aus dem Bundeswillen Gottes seit Anfang der Geschichte ist auf die endgültige Stiftung der Kirche in Christus, auf das Amt, seine Autorität und die Heilige Schrift einzugehen.

Dieses letzte Wort der Selbsterschließung Gottes, das eine unveränderliche Wahrheit offenbart und doch wieder eine Beweglichkeit in der Dogmenentwicklung einschließt, ist Antwort auf den Wunsch nach einer festen Orientierung, ohne eine zeitgeschichtliche Erstarrung. Philosophien und menschliche Weltanschauungssysteme haben in einem Jahrhundert der Technik und Industrie keinen hohen Kurs. Das geschichtliche Fundament des Christentums ist weit eher geeignet, beachtet zu werden, da es Gott aus der unerfahrbaren Verborgenheit löst und die sehr mißbeliebte Kluft zwischen Diesseits und Jenseits aufhebt.

Eine sichtbare Kirche leistet die einzig mögliche Garantie, daß man weiß, wo man Gott begegnet, und im Umgang mit ihm nicht auf vage subjektive Vermutungen verwiesen wird. Sie genießt aus dieser Schau große Sympathien. Sakramente und Priester als eine Gegenwart Gottes in dieser dinglich-sichtbaren Welt sind der Struktur von heute gemäß.

Erst nachdem wir diese dogmatischen Wahrheiten klargemacht und ein Bild Gottes, seines Wesens und seines Wollens zu uns hin, vermittelt haben, werden wir die moralischen Probleme anfassen dürfen und die Umklammerungen des Zeitgeistes durchbrechen. Sittenlehren werden nicht als ein losgelöstes hartes «Du sollst!» angenommen, wohl aber sobald wir sie in Verbindung mit der immer wieder beunruhigenden Frage nach dem Bösen, dem Leid, dem Haß und Neid, dem Machtdünkel, dem Unfrieden entfalten. Es darf ein weiter Bogen vom persönlichen Tun zum Schicksal aller gespannt werden, der zugleich bis vor die letzte Entscheidung Gottes führt. Eine kleinbürgerliche Schicklichkeitsmoral ist man leid. Für eine endgültige Verantwortung quer durch die ganze Menschheit ist man begeisterungsfähig. Je größer und anspruchsvoller wir das Christentum zeigen, desto mehr Freunde werden wir ihm gewinnen. Mit einem weichlichen Nachgeben erwerben wir keine Achtung. Nichts wäre verkehrter, als eine Anpassung aus Angst.

Lebensäußerungen der Kirche

Die einzelnen Einrichtungen der Kirche, in denen sie seit jeher ihr Leben vollzieht, haben alle ihre Bedeutung für eine missionarische Seelsorge.

Die Liturgie

Da ist zunächst die Liturgie. Wir wissen aus der Konvertitenliteratur um die Jahrhundertwende, wie stark viele von den feierlichen Formen des katholischen Gottesdienstes angezogen wurden. Manches, was wir bei einem Alban Stolz lesen, mag uns etwas überschwänglich anmuten, sehen wir doch wacher als die damalige Zeit in der Liturgie nicht nur eine äußere Schönheit, sondern die Mitte des Handelns Gottes und unsere Antwort.

Ist der Suchende noch nicht tiefer in die katholischen Wahrheiten eingedrungen, so wirkt zunächst das Äußere. Dem heutigen Menschen fällt es schwer – und das ist wohl immer so gewesen –, im rein geistigen Bereich zu leben. Das Bild ist sehr bezeichnend in den Vordergrund getreten. Dieser Einstellung kommt die katholische Liturgie entgegen.

Freilich dürfen wir nicht meinen, daß eine barocke Üppigkeit mit viel äußerem Prunk am meisten begrüßt würde. Man erwartet Schlichtheit, Formen, die das Wesentliche nicht verdecken, vielmehr deutlich herausheben. Große Aufmärsche am Altar mit vierzig Meßdienern, weiß gekleideten Mädchen und Bannerträgern genießen weniger Zustimmung. So wahr Christus in seiner Herrlichkeit zur Rechten des Vaters sitzt, man zieht einer vorgehenden Darstellung des himmlischen Jerusalems die Nähe Gottes in der gegenwärtigen Situation, dem drückenden Ernst unserer Tage, vor und sucht das Eintreten in das Opfer Christi, das Sterben und Auferstehen mit ihm. Man will sich mit seiner Erlösungsbedürftigkeit, mit seinem täglichen Ringen um Gott demütig in das Geschehen am Altar hineinbringen.

Die Kirche weiß dies und überlegt, wie sie es den Menschen erleichtert, näher an die Liturgie heranzukommen. Bei uns ist das Verstehen einer symbolischen und poetischen Sprache nicht mehr groß. Andererseits kann die Liturgie nicht die Sprechweise unseres Jahrzehnts im zwanzigsten Jahrhundert aufnehmen. Lösungen, diesem Doppelten gerecht zu werden, zeichnen sich etwa in der Einfügung der Fürbitten ab.

Die Predigt

Das Urteil über die Kirche wird nach ihren gottesdienstlichen Formen gefällt, ebenso nach den Predigten, die dabei gehalten werden. Heißt es: was von der Kanzel verkündet wird, bietet uns nichts, stammt aus einer völlig fremden Lebenssphäre, so bildet sich rasch eine öffentliche Meinung, daß die Kirche nichts mehr zu sagen habe. Gerade in den Großstädten sind die Menschen durch Vorträge guter Redner reichlich verwöhnt, sodaß wir ihnen nichts vorpredigen dürfen, was in fünf Minuten zusammengesucht wurde.

Ein verzweifeltes Jammern über die verderblichen Zustände bei der Jugend, Klagen über die schlechten Programme der Kinos und des Fernsehens, hilflose Proteste begeistern niemanden für das Christentum. Vielfach werden die Menschen als Suchende nicht begreifen, warum sie getadelt werden, weil sie noch nicht die Lehren der katholischen Religion kennen. Gleich befremdend wirkt eine Sprache, die in ihrer religiösen Terminologie nicht mehr verstanden wird. Die Begriffswelt der theologischen Lehrbücher, die dem Priester sehr vertraut sein mag, ist selbst Akademikern nicht zugänglich, weil sie meist nur in ihrem Fachwissen zuhause sind und weil viele Ausdrücke heute einen anderen Sinn haben.

Freilich ist die Zeit der großen Abendpredigten vorbei. Selbst die Gläubigen besuchen sie kaum noch, sondern begnügen sich mit dem, was während der Heiligen Messe verkündet wird. Dahinter steckt keineswegs nur eine träge Gleichgültigkeit; man ist von der Hetze und dem Tempo so erschlagen, daß man abends für anspruchsvolle Themen nicht mehr aufnahmefähig ist. Dennoch sollte man es wenigstens in einer Kirche jeder Stadt mit größeren Kanzelvorträgen versuchen, die in einem geschlossenen Zyklus den Glauben in Verbindung mit der heutigen Lage entwickeln.

Die Beichte

In der persönlichen Führung der Menschen hat die Kirche durch das Sakrament der Buße reiche Erfahrung. Die Beichte, die früher abschreckte, macht heute den Katholizismus sympathisch. Wir können das Tor nicht weit genug aufmachen. Hier ist tatsächlich eine Chance, an die Menschen heranzukommen. Beide Formen werden gesucht: die streng sakramentale, bei der sich der Priester auf wenige ermahrende Worte beschränkt, und die erweiterte, die mit einer klugen Seelenführung verbunden ist.

Für beide wünscht man einen Ort, an dem man ungeniert sprechen kann, ohne angestrengt zu flüstern, damit kein Dritter Zeuge wird. Bei der Form der Beichtstühle haben wir uns wohl weniger nach historischen Gesichtspunkten als nach dem persönlichen Empfinden der Menschen zu richten. Beichtkammern, wie sie manche Ordensniederlassungen haben, werden gern aufgesucht. Vielleicht hat noch einiges zu geschehen, um das Bußsakrament so zu gestalten, daß es die Erwartungen erfüllt. Durch manche Beichtväter, durch Massenabfertigungen und anderes wurde das Zutrauen eingedämmt. Aber das ließe sich leicht ändern.

Wir sollten überlegen, in welcher Weise wir es Nicht-Katholiken ermöglichen, sich von dem, was sie bedrückt, zu befreien. Es darf nicht nur die vertrauliche Aussprache mit ihnen angeboten werden. Der Priester muß auch ihnen gegenüber als Priester handeln, das Gespräch vor das Angesicht Gottes rücken und mit einem Segen abschließen. Wenn wir dazu öffentlich einladen, werden wir einen großen Zustrom haben. Natürlich lassen sich dabei nicht die Maßstäbe wie bei gläubigen Katholiken anlegen. Der Priester wird dem Sich-Aussprechen des andern sehr geduldig zuhören müssen, damit er den religiösen Standort des Büßenden kennenlernt; sonst vermag er ihm nicht zu helfen.

Das Gotteshaus

Immer wieder hört man, wie stark das katholische Gotteshaus, das jederzeit offensteht, Andersdenkende anlockt, weil sie danach verlangen, für eine kurze Spanne dem Trubel der Stadt zu entfliehen und sich zu besinnen. Große Bekehrungen sind in der Stille des Gotteshauses geschehen. Denken wir nur an Paul Claudel! Viele, die den Weg zu solchen Stunden der Einkehr nicht fanden, weil sie nicht wußten, wo sie diese halten sollten, werden gern ein katholisches Gotteshaus aufsuchen, wenn man sie dazu einlädt. Unter Umständen kann man zur Straße hin oder unmittelbar auf der Straße einen Hinweis anbringen, daß die Kirche jedem, gleich welcher Religion, offensteht. Das persönliche Beten der Besucher könnten zu bestimmten Zeiten Meditationen unterstützen, die den Glauben mit den gegenwärtigen Lebensfragen verknüpfen und so in einer fruchtbareren Weise beten lehren. Unsere Architekten sollten das persönliche Beten der Menschen im Gotteshaus nicht vergessen und den Raum auch dafür ansprechend gestalten.

Die Träger der Verkündigung

Welche Träger der Verkündigung sind für eine Seelsorge an den religiös Gleichgültigen und Suchenden vorhanden?

Der Priester

Der erste Beauftragte ist der Priester. Sein Ansehen ist außerhalb der Kirche gegen früher geschwunden, sowohl im Volk wie in der höheren Gesellschaft. Er gilt als einer, der abseits vom Leben der übrigen Menschen steht, sich nicht auskennt und nicht mitreden kann. Er braucht vielfach eine größere Breite. Mit einer Form des katholischen Lebens, die er sich einmal zu Anfang seiner Tätigkeit zurechtlegte, lassen sich nicht unterschiedslos alle überstülpen.

Er soll zunächst mehr lauschen, anhören wie es um die Menschen herum aussieht, in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Freizeit. Durchschnittlich kennt er diejenigen, zu denen er gesandt ist, zu wenig.

Vorlesungen über die heutige Generation wären in der Priester-ausbildung gut angebracht. Überdies bietet die Gegenwarts-literatur in Romanen, Gedichten, Bühnenstücken ein anschauliches Bild der Altersschichten und Berufsgruppen.

Christus wählt seine Priester aus den Menschen aller Kreise. Gerade das will man heute spüren: den Weggenossen, der das gleiche Schicksal durchmacht, der ringt und kämpft wie alle. Der Priester braucht nicht zu verbergen, daß er Mensch ist und Schwächen hat, sonst wirkt er unheimlich. Aber man erwartet in ihm einen, der sich mehr als die andern um religiöse Fragen kümmert, sie mit seinem Verstand gründlich durchdringt, theologisch etwas weiß, eine Einfühlungsgabe besitzt und nach den christlichen Wahrheiten lebt. Nicht die Kenntnis des Flugzeugmotors, sondern seine Frömmigkeit verleiht ihm seine Stellung. Was von ihm erhofft wird, erreicht er nicht ohne Gebet, Meditation und Studium.

Gedanken von der Art, daß auch ein unwürdiger Priester die Sakramente gültig spendet, sagen den heutigen Menschen wenig zu; sie wollen sehen, daß ein Priester wirklich lebt, was er verkündet. Aus ihm soll eine Begeisterung für Gott sprechen, muß die Demut aufleuchten, Diener aller sein zu wollen. Wird dies «Allen-alles-sein-Wollen» sichtbar, so nimmt man seine Autorität an, daß er als Mensch im Namen Gottes auftritt.

Nicht jeder ist von Natur aus ein herzlicher, froher Charakter. Doch durch Selbsterziehung ist mit der Gnade Gottes manches zu erreichen; denn wer andere gewinnen will, muß kontaktoffen sein. Glücklicherweise, der

einen verlässlichen Monitor findet, der ihm sagt, was an seinem Wesen unerfreulich wirkt, und ihm zugleich Mut macht!

Der Laie

Vom Laien wird in unseren Tagen viel gesprochen. Doch sind nur wenige befähigt, Andersdenkende für den Katholizismus aufzuschließen. Gern hilft man bei karitativen Aufgaben. Den Glauben weiterzutragen, scheut man sich. Man weiß nicht, wie man es machen soll.

Es fehlt das nötige Wissen, weil man sich selbst wenig reflex über das klar geworden ist, was man glaubt, und unsicher wird, sobald der andere überzeugt auftritt. So hält man sich mit seinem Glauben lieber in der privaten Sphäre, wo man seinen religiösen Neigungen nachhängt, die ein klein wenig ihre eigene Dogmatik haben. Man ist katholisch, weil man von Kind an so erzogen wurde, nicht weil man meint, die endgültige Wahrheit zu besitzen. Infolgedessen taucht immer wieder die Frage auf: «Warum sollen wir andere zu Katholiken machen? Es genügt doch, wenn wir uns in Liebe verstehen».

An sich öffnet sich dem Laien durch die mannigfaltigen alltäglichen Kontakte ein großes Arbeitsfeld, in das der Priester kaum gelangt. Die Berufskollegen plaudern gern von sich und ihren Erlebnissen, oft in einer erstaunlichen Offenheit. Hört ein Katholik da geduldig zu, zeigt er, daß er des Vertrauens würdig ist, so wird er sich einen kameradschaftlichen Rat erlauben dürfen und bei der Unsicherheit der Menschen aufnahmebereit angehört werden. Ein wenig Herz weckt Zutrauen. Der Gütige, Hilfsbereite und Verstehende hat einen Seltenheitswert und ist deshalb begehrt. Natürlich darf er keine aufdringlichen moralischen Reden halten. Doch ein schlichter Hinweis, daß er sich in seinem Tun vor Gott verantwortlich fühlt, wird nach einiger Zeit nicht bespöttelt werden. Seine Sicherheit als religiöser Mensch wird imponieren.

Je höher die Stellung des Betreffenden ist, desto mehr wird sich sein Einflußbereich vergrößern.

Der Chef eines Betriebes, der ohnehin eine Reihe fester Regelungen treffen muß, bestimmt damit die allgemeine Atmosphäre so, daß auf die jungen Belegschaftsmitglieder kein ungünstiger Einfluß ausgeht, daß niemand sich zu schämen braucht, ein Christ zu sein.

Der Wissenschaftler, der einen Namen hat, wird auch dann beachtet werden, wenn er die ethischen Fragen, die sein Arbeitsgebiet berühren, christlich beantwortet, wenn er keinen Hehl daraus macht, daß er gläubiger Katholik ist.

Der religiöse Dichter braucht nicht bieder und unkünstlerisch zu schreiben, nicht nur Priester und Nonnen zu schildern, will er mit seinem Schrifttum den Geist der Zeit christlich beeinflussen. Hätten wir mehr ausgezeichnete Bühnenautoren, so stünden manche Zeichen für die Kirche besser!

Nicht jeder besitzt außergewöhnliche Gaben und außergewöhnliche Anerkennung. Das stille, ständige Beispiel in den vielen kleinen alltäglichen Begebenheiten verfehlt seine Wirkung nicht. Vor allem die Frische junger Menschen beeindruckt. Aus ihnen finden sich am leichtesten Helfer und Helferinnen, die freudig darangehen, anderen etwas von ihrem Glauben zu verkünden, vielleicht weil sie selber zu gut das Ringen um charakterliche Reife und klare Weltauffassung kennen. Sind der persönliche Kontakt und das religiöse Gespräch entsprechend gediehen, wird der Laie den rechten Augenblick nutzen und die Verbindung mit einem Priester anknüpfen.

Wichtig für ein solches Apostolat ist neben dem Wissen die asketische Schulung. Es gibt zu wenig Spiritualität der Laien. Die großen Schätze, die der Kirche aus dem Leben und den Schriften ihrer Heiligen zu eigen sind, wurden vergessen.

Praktische Wege

Zum Schluß sei noch auf einige praktische Wege hingewiesen. Für gewöhnlich denkt man bei missionarischer Seelsorge an Einrichtungen wie Telephoneseelsorge und «Offene Tür». Beide haben ohne Zweifel eine große Bedeutung. Sie sind eine Gegenwart der Kirche mitten im konkreten Alltag. Von den Mitarbeitern einer solchen Stelle wird eine gute Gabe der Unterscheidung der Geister verlangt, umsichtige Kenntnis der Fürsorgestellen, der Geldquellen, der Ärzte, Rechtsanwälte, Familienhelferinnen, Berufsmöglichkeiten, Kontakte mit dem Jugendamt, Wohnungsamt und ähnliches. Nach den Statistiken stehen die Ehe- und Familienangelegenheiten mit fast 50% an der Spitze. Glaubensfragen werden am seltensten vorgebracht. Natürlich spielt bei sehr viel mehr Hilfesuchenden indirekt das religiöse Moment mit. Wenn man aber hört, daß es sich überwiegend um einmalige Anfragen oder Besuche handelt, ist man skeptisch, wie weit eine innere Beeinflussung erreicht wird.

Im Grunde leisten beide Einrichtungen, Telephoneseelsorge und «Offene Tür», nichts anderes als das, was seit eh und jeh in den Pfarrämtern geschah und geschieht, nur machen die Überlastung des Pfarrklerus und manche Abneigungen gegen das Pfarrhaus heute solche gesonderte Stellen nötig.

Von evangelischer Seite wurden die Akademien als Stätten eines Gesprächs mit Andersdenkenden errichtet. Bei uns haben sie diesen Charakter nur in einem geringeren Umfang; sie sind mehr Bildungsheime. Deshalb strahlen sie weniger auf Nichtkatholiken aus.

Die Tatsache, daß der Suchende und der Neugewonnene nicht sofort den ganzen Katholizismus in seiner volkstümlichen konkreten Eigenart vertragen, und ihre besonderen Fragen empfehlen einen eigenen Seelsorger und ein eigenes Zentrum für diese Kreise. Dazu ist neben einer Priesterwohnung eine eigene Kapelle oder eine günstig gelegene, geeignete Kirche erforderlich.

In dieses Gotteshaus werden alle eingeladen, gleich welcher Religion und Rasse, die in der Großstadt eine Zeitlang mit sich und ihrem Gott allein sein wollen. Am Eingang liegen Betrachtungsbücher zur Benutzung auf. An festliegenden Abenden hält der Priester öffentliche Meditationen, die Anliegen der heutigen Menschen mit den katholischen Wahrheiten verbinden. Es wird auch Andersdenkenden Gelegenheit zu einer Aussprache vor dem Angesicht Gottes und zu einer Bereuung ihrer Sünden geboten. Eine Telefonzelle ermöglicht ein anonymes Sprechen mit dem Priester oder eine Anmeldung zu persönlicher Aussprache bzw. Beichte.

In einem größeren Raum der Priesterwohnung finden regelmäßige Gesprächsrunden statt. Ein einleitendes Kurzreferat bestimmt jeweils das Grundthema. Gegebenenfalls können als Einladung Aufsätze namhafter katholischer Wissenschaftler, die zugleich ein ethisches Problem berühren, an die betreffenden Berufs- und Interessentenkreise verschickt werden und zu einer Gesprächsrunde mit dem Autor bitten. Die Stätte ist durch ein geschmackvolles Schild nach außen gekennzeichnet und macht durch Presse und Kinoreklame auf sich aufmerksam.

*

Abschließend muß festgestellt werden: Die Gewinnung Andersdenkender und Suchender kann niemals Aufgabe dieser oder jener isolierten Stelle sein; sie verlangt ein Bemühen der gesamten Kirche. Dies hat aber heute seine Chancen.

Dr. Helmut Meisner

Die Schweiz, ein Kanton Europas?

Seit viereinhalb Jahrhunderten haben wir Schweizer darauf verzichtet, die Gestaltwandlungen Europas mitzubestimmen. Darauf aber haben wir bis zur Stunde immer Anspruch erhoben, daß die Veränderungen der Welt um uns herum unsere Landespolitik nicht antasten. Heute jedoch wird, während unser Wohlstand ständig zunimmt und wir so zufrieden mit uns sind wie vielleicht nie zuvor, durch die wirtschaftliche Integration Europas unser Anspruch auf Autonomie eine immer schwerere Last. Sogar der Bundespräsident selbst sagte: «Die Existenz der Schweiz steht auf dem Spiel». Wie konnte unser Land, das der Präsident der Deutschen Bundesrepublik noch kürzlich das «europäischste von allen» genannt hat, in einen solchen Engpaß geraten?

Geben wir es zu: die Schweiz hat nie an die «europäische Idee» geglaubt; sie hat bloß versucht, sich mit ihr abzufinden.

Es hat auch niemand von ihr verlangt, sie solle sich von heute auf morgen in die europäische Einheit auflösen, wie das J. K. Bluntschli schon vor mehr als einem Jahrhundert ins Auge gefaßt hatte. Aber sie hätte doch wenigstens zugeben sollen, daß eine große Idee einen Kontinent neu beleben kann, und daß gerade das für Europa fällig ist.

In den Anfängen des neuen Europas waren bei uns die führenden Leute, die an seine Zukunft glaubten, dünn, sehr dünn gesät. Als der Gemeinsame Markt in Europa neue Tatsachen schuf, da sah das Schweizervolk die Hoffnungen, die sich daraus ergaben, nicht; es war aber verstimmt über alles, was die traditionellen Beziehungen zwischen den Staaten veränderte. Die liberale Schweiz war stets der offenste Wirtschaftspartner gewesen; sie empfand es deshalb als beleidigend, daß man jetzt im Namen einer «großen Idee», der sie sich nicht anschließen konnte, gegen sie Stellung nahm.

Aber machen wir unseren Behörden nicht zuviele Vorwürfe; wir reagierten ja selbst, fast alle, genau gleich. Wir wünschten uns im Grunde ein Europa des 18. Jahrhunderts: eine fast unbeschränkte Bewegungsfreiheit, die sich einzig auf internationale Abmachungen stützt; das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, das durch der Regierungen «gutes Benehmen» sichergestellt wird. Das Europa, von dem die Liberalen träumen, das wollten wir; aber nicht das Europa, das man errichten muß, wenn man dem kommunistischen Totalitarismus gegenüber treten will.

Auch deshalb – und nicht nur um ihren Geschäftskreisen zu willfahren – ergriff die Schweiz Partei für das Projekt einer großen Freihandelszone und trat voll Eifer für die Bildung der kleinen Zone ein. Hier liegt der Grund, weshalb sie nur ungern den sechs Ländern des «Kleinen Europa» vorschlug, im Hinblick auf die Vollendung eines großen europäischen Marktes Verhandlungen aufzunehmen; denn sie muß sich tatsächlich zu Zugeständnissen bereit finden, die sie niemals als notwendig erachtete, und sie wird vor allem die grundlegenden Prinzipien ihrer politischen Existenz, das heißt ihrer Existenz schlechthin, verteidigen müssen.

Europa und wir

Unsere Nachbarn und unsere Freunde jenseits des Atlantik verstehen offensichtlich nicht, weshalb wir aus unseren Beziehungen zum Gemeinsamen Markt ein so ernstes Problem machen. Weitgehend ist das übrigens unser eigener Fehler, denn wir haben ihnen gegenüber fast nur von unserer Neutralität gesprochen und kaum einen zaghaften Versuch gemacht, ihnen zu zeigen, wie sehr die Neutralität zuallererst mit unserer nationalen Existenz verknüpft ist. Ohne tiefer in die Frage einzudringen, findet man auch, daß wir um «einen Frieden zurück» sind, daß wir, weil wir die heutige Weltlage nicht begreifen, mit den Mitteln, die uns den Zweiten Weltkrieg erspart haben, glauben, einem dritten entgegen zu können. Und man hält (mit

anscheinend sehr vernünftigen Gründen) unsere Überlegungen für anachronistisch. Oder man verkennt auch unser Bemühen, einem neuen Krieg zu entgehen, und unterschiebt uns rein egoistische und materielle Beweggründe. Denn die Dienste, welche die Schweiz der internationalen Gemeinschaft geleistet hat, springen weniger in die Augen als die guten Geschäfte, die sie infolge der Neutralität tätigen konnte, und als andere schweizerische Einrichtungen, die auf die großen heutigen Probleme keine Rücksicht nehmen, wie etwa das Bankgeheimnis.

Kann man das alles als grobe Vorurteile abtun, welche die benachbarten Regierungen nicht teilen werden? Weit gefehlt! Gestern konnte man das noch hoffen, heute ist es eine Selbsttäuschung! Man glaubt kaum noch, daß die Neutralität der Schweiz im Interesse Europas gelegen sei. Immerhin ist man bereit, unserer Anhänglichkeit an die Neutralität, etwa so wie altehrwürdigen Gegenständen, Achtung entgegenzubringen. Das ist zum Beispiel die Haltung des deutschen Vizekanzlers Dr. Erhard, der findet, daß «die Neutralität nicht bestraft werden muß», und dieses Entgegenkommen liegt in der Linie bester liberaler europäischer Tradition.

Zum Unglück für Völker wie das unsere gibt es in Europa aber auch eine jakobinische Tradition und auch sie hat sich zu Wort gemeldet in den aufsehenerregenden Äußerungen des belgischen Außenministers Spaak, der uns nur die Wahl läßt zwischen allem oder nichts.

Gewiß, Großbritannien hat sich verpflichtet, mit den Sechs nicht eher abzuschließen, als bis wir eine zufriedenstellende Regelung gefunden hätten. Werden wir aber an dem Tag, an dem man uns einen Vertrag in die Hand drückt, noch frei entscheiden können, ob er uns zufriedenstellt oder nicht? Wird man es zulassen, daß wir auf Grund unserer Sonderinteressen den Eintritt Großbritanniens in den Gemeinsamen Markt verzögern? Diese Fragen sind nicht dazu angetan, uns zu beruhigen, sie müssen aber gestellt werden.

Bis heute hat uns das spröde Festhalten an unserer Neutralität nichts genützt und es ist wohl kaum anzunehmen, daß im Verlauf der Verhandlungen, die wir aufnehmen wollen, sich daran etwas ändern wird. Sogar die Engländer fürchten, zu spät zu kommen, und fordern uns auf, unsere Haltung nochmals zu überdenken. Und dazu sind wir tatsächlich verpflichtet, denn nichts, nicht einmal unsere Neutralität, kann zu Recht bestehen einzig durch die Vergangenheit.

Neutralität und Unabhängigkeit

Das beste Argument für unsere Unabhängigkeit ist immer noch dieses, daß sie unsere Einheit schützt. Dagegen wendet man freilich ein, daß das Schweizervolk heute schon für den Westen gegen den östlichen Totalitarismus Partei ergriffen habe, ohne dadurch den gleichen inneren Spaltungen ausgesetzt zu sein, die sich früher eingestellt hätten, wenn es in den Konflikten zwischen seinen Nachbarn auf die Seite des einen oder andern getreten wäre. Indes ist es auch heute noch wahr, daß in der welschen und in der deutschen Schweiz die internationalen Probleme nicht in der gleichen Weise erörtert werden. Die Einstellung ist da und dort eine andere. Es kann also zu Spaltungen kommen, wenn wir gezwungen sind, eine Außenpolitik zu haben.

Das stimmt; geht das aber so weit, daß wir in Gefahr kommen werden, zu vergessen, was uns eint? Wird und das so trennen, daß wir uns von ausländischen Zentralismen verschlucken lassen? Aufs Ganze gesehen haben die alten Eidgenossen durch drei Jahrhunderte die europäischen Konflikte mit nicht nur verschiedenen, sondern entgegengesetzten Gefühlen verfolgt und das Bewußtsein der Einheit blieb trotzdem intakt. Ist die Angst wirklich begründet, daß heute die Meinungsverschiedenheiten in bezug auf die Außenpolitik für die Hochachtung des Volkes vor den Freiheiten der Schweiz eine größere Gefahr darstellen als einst?

Machen wir uns im übrigen nichts vor: wenn wir uns dem Atlantikpakt anschließen sollten, wird unsere außenpolitische Entscheidungsfreiheit eine sehr begrenzte sein. Und gerade da drückt uns der Schuh: wir wollen, im Unterschied zu andern europäischen Ländern, nicht das Geringste von unserer internationalen Bewegungsfreiheit drangeben. Wir waren nämlich immer der Meinung, daß wir nur auf diese Weise eine eigene Politik, die uns die Schrecken des Krieges erspart, betreiben könnten. Ist es aber immer möglich, dem nächsten Krieg entgegen zu wollen? Ist es nicht ein vergebliches Bemühen, uns Waffen verschaffen zu wollen von der gleichen «Wirkkraft», wie die des mächtigsten möglichen Gegners? Stehen wir nicht tatsächlich bereits unter dem Schutz eines Landes, mit dem zu verbinden wir uns weigern? Freilich kann man sich fragen, ob unsere gefühlsmäßige Anhänglichkeit an die Neutralität von der richtigen Antwort auf diese Fragen überhaupt abhängt? Eine auch nur flüchtige Besinnung zeigt uns, daß dem nicht so ist und daß der eigentliche Grund, weshalb wir neutral bleiben wollen, der ist, daß wir unsere Autonomie und die Stellung, die wir uns in der Welt gesichert haben, nicht verlieren möchten.

Ganz allgemein kann man sagen: der schweizerische Konformismus verbietet uns, diese Ziele in Frage zu stellen, trotzdem aber müßten uns die Kritiken, die das Ausland an uns übt, dazu bringen, unser Gewissen zu erforschen, denn nur selten sind die Urteile des Auslandes aus der Luft gegriffen. Kann uns das Ansehen, das wir in Asien und Afrika genießen, über die harten Urteile, die Europa über uns fällt, hinwegtrösten? Beruht dieses Ansehen nicht zum Teil auf der Zurückhaltung, die wir fast immer der Atlantischen Union gegenüber an den Tag legen, während wir doch fast alle ihren Sieg im Kalten Krieg wünschen? Haben wir wirklich das Recht, ausschließlich nationale Ziele zu verfolgen, als wäre unser Schicksal mit dem des Westens gar nicht verknüpft?

Die Meinung des Autors dieser Zeilen geht dahin, daß in unserer Neutralität 1962 ein Stück von nationalem Egoismus enthalten ist, den man im 19. Jahrhundert als sakrosankt angesehen hätte, den wir aber im 20. Jahrhundert in Frage stellen sollten. Natürlich kann man unsere Haltung verstehen: unsere bewaffnete Neutralität hat in anderthalb Jahrhunderten sich derart bewährt, daß man ihr verzeihliche Überheblichkeiten nachsehen muß; und überdies sind wir umso mehr geneigt, uns das Verdienst ihres Erfolges gutzuschreiben, als uns, die wir in der jüngsten Vergangenheit keine nationale Katastrophe erlebt haben, unser Selbstvertrauen unversehrt erhalten blieb. Und doch: haben die Nationen ein größeres Recht, ihre Differenzen zu kultivieren, als die Einzelmenschen? Benimmt sich das Schweizervolk in einem Augenblick, da die Christen sich um ihre Einheit bemühen, nicht wie eine eingebilddete Sekte? Man kann es verstehen, daß das ständige Pochen auf das Wort «Neutralität» wie eine Herausforderung auf die führenden Männer des Westens wirkt: Im gleichen Augenblick, in dem wir sie darum ersuchen, uns entgegenzukommen, scheinen wir eine entsetzliche Angst zu haben, uns mit ihnen zu kompromittieren. Das ist eine recht verdächtige Geschicklichkeit. Wir sollten vielmehr, zurückgreifend auf unsere beste Tradition, uns daran erinnern, daß die Neutralität an sich keinen Wert, sondern ein Mittel darstellt und daß, wenn es etwas gibt, woran wir unbedingt festhalten, das nicht die Neutralität ist, sondern unser Freiheitserbe, unser Föderalismus und unsere Demokratie. Würde man uns nicht besser verstehen, wenn wir diese Sprache reden wollten?

Schwierigkeiten

Gewiß, ein solcher den andern entgegenkommender Wechsel in unserer Haltung würde die Probleme, die ungeheuer verwickelt sind, in einem gewissen Sinn nur noch vermehren. Aber

greifen wir nur das zweifelsohne wichtigste und schwierigste heraus:

Nehmen wir an, die Länder des Gemeinsamen Marktes hätten anerkannt, daß wir unsere Unabhängigkeit brauchen, und unsere Unterhändler hätten durch Sonderbestimmungen im Anschlußvertrag erreicht, daß dem Schweizervolk die freie Verfügung über sich selbst erhalten bleibt: grundsätzlich würden solche Klauseln der Schweiz die Möglichkeit geben, sich wie bisher aus jedem militärischen Bündnis herauszuhalten und sobald ein neuer Krieg in Europa ausbrechen sollte sich sofort erneut als neutral zu erklären. Damit würde die wirtschaftliche Verbindung mit dem Gemeinsamen Markt zur Neutralität in Widerspruch geraten und man müßte sie aufgeben. Wäre das aber möglich? Würde nicht der Stoß, den unsere Wirtschaft dadurch erleidet, auf der Stelle unsere Kräfte vernichten?

Glücklicherweise gibt es eine Lösung für dieses Problem: sie bestände darin, daß die gesamte freie Welt (wie das die Politik von Präsident Kennedy anstrebt) ihre Zolltarife erheblich herabsetzt. In einer internationalen freien Handelswirtschaft wären wir vom Gemeinsamen Markt weit weniger abhängig, so daß wir uns leichter anderen Versorgungsquellen und anderen Märkten zuwenden könnten. Dann aber stellt sich das Problem unserer Landwirtschaft. Wir wären nämlich nicht ehrlich, wenn wir jemand in dem Glauben ließen, wir könnten den freien Zugang zum Gemeinsamen Markt für Industrieprodukte erlangen, ohne zugleich auch unseren Partnern für ihre Landwirtschaftsprodukte die Grenzen zu öffnen. In diesem Punkt werden wir nun besonders empfindlich getroffen, und zwar nicht nur deshalb, weil unsere Neutralität ziemlich umsonst uns von einem neuen Krieg heraushalten würde, wenn wir dafür Hungers sterben müßten, sondern auch deshalb, weil es sehr schwer fallen dürfte, unsere Bauernschaft zur landwirtschaftlichen europäischen Integration zu bekehren.

Man kann nun aus vielen Gründen der Meinung sein, daß das erste dieser beiden Probleme nicht so schwierig ist, wie man oft meint. Wie aber werden wir mit dem zweiten fertig werden? Wird der Beitritt zum Gemeinsamen Markt das Malaise unserer Landwirtschaft, das wir im Augenblick durch bedeutende Opfer der Konsumenten noch in gewissen Grenzen halten, nicht erheblich verschlimmern? Werden die Bedingungen, die man uns auferlegen wird, es uns noch gestatten, zu unserem altbewährten Sinn für Kompromisse unsere Zuflucht zu nehmen? Wie auch immer, auf jeden Fall wird unsere Landwirtschaft sich enorm anpassen müssen und es wäre sehr zu begrüßen, wenn sie jetzt schon damit anfangen würde.

Die Schweiz, ein souveräner Kanton Europas

Das alles aber rangiert, ebenso wie die Fülle der Probleme, die sich auf fast allen Sektoren unseres nationalen Lebens einstellen werden, hinter dem großen Hauptproblem, das die Grundsätze, auf die der Gemeinsame Markt aufgebaut ist, unserem Bedarf nach Unabhängigkeit stellen. Denn keiner von uns will sein Land von heute ab sich auflösen lassen in eine europäische Gemeinschaft, deren Gesicht noch ganz ungestalt ist. Wir wollen alle, daß die Schweiz weiterbestehe und ihre Daseinsgründe beibehalte. Diese aber sind ganz und gar politischer Natur: Die Schweiz wäre nicht mehr die Schweiz ohne ihren Föderalismus, ohne ihr politisches, auf lokalen Zellen beruhendes Leben, ohne ihre demokratischen Sitten und Einrichtungen. Das sind die Werte, die uns miteinander verbinden und um derentwegen wir der zentrifugalen Anziehung von drei großen europäischen Kulturen widerstanden haben. Geben wir sie auf, dann nehmen wir das bevorstehende Ende unseres Landes an.

Wir werden sie also um jeden Preis verteidigen; ohne Zweifel wird das aber einen schweren Kampf kosten und vielleicht werden wir ihn schließlich – wenn wir ihn nicht gewinnen können – abrechnen müssen. Denn im Gemeinsamen Markt geht alles über den Weg zwischenstaatlicher Vereinbarungen oder

von übernationalen Autoritäten erlassener Verordnungen, über welche (laut internationalem Recht) die Rechte des Schweizervolkes die Oberhand nicht gewinnen können, es sei denn, sie wären bei den Abschlußverträgen ausdrücklich vorbehalten worden. Und worauf würde in den Augen der andern Mitgliedsstaaten des Gemeinsamen Marktes ein solcher Vorbehalt hinauslaufen? Das Schweizervolk über gemeinsame Verpflichtungen entscheiden zu lassen, ob es sie annehmen will, das wäre unannehmbar. Man wird uns also nur dann gestatten, die Rechte des Schweizervolkes uns vorzubehalten, wenn wir unsererseits unseren Partnern Garantien zugestehen, und es wird nicht leicht sein, solche Garantien zu finden. Aber wie auch immer, mit den einfachen Lösungen ist es vorbei, wenn wir wollen, daß die Schweiz weiterbesteht und sich selbst treu bleibt.

In gewissem Sinn dürfen wir ohne Zweifel sagen, daß die Haltung des Gemeinsamen Marktes gegenüber der Schweiz zeigen wird, wie es um den Liberalismus des neuen Europa bestellt

ist, wie weit es imstande ist, die Verschiedenheiten der Menschen gelten zu lassen und den berechtigten Ansprüchen der regionalen Gemeinschaften großzügigen Spielraum zu gewähren. Man muß seine Verschiedenheiten gewiß nicht eigens pflegen. Ebenso falsch wäre es aber, zu glauben, daß durch Einförmigkeit die Einheit entsteht. Ganz im Gegenteil, nichts fördert die Uneinigkeit mehr als der Jakobinismus, der reinen Tisch machen will mit allem, was sich vor ihm nicht beugt. Wenn das neue Europa ein jakobinisches sein müßte, dann könnten wir nicht weiterbestehen, und darein müssen wir uns vielleicht morgen ergeben. Man muß aber mit allen Fibern wünschen, daß dieses Unglück nicht eintreten wird und daß die Schweiz es begrüßen wird können, ein weitgehend souveräner Kanton in einem echt föderalistischen, demokratischen und liberalen Europa zu werden, das die wertvollsten Güter seiner Erbschaft erntet und in einem erweiterten Rahmen zu neuer Frucht ansetzt.

Daniel Murrall

Diakonie, eine Weltaufgabe des gesamten Christentums

Die nahende zweite Jahrtausendwende offenbart ähnlich wie frühere kirchengeschichtliche Zeitwenden mehr und mehr chiliastische, apokalyptische und weltrevolutionierende Züge.

Die Dämonie der Zeit

Gerade dieses letzte Jahrhundert ist eines der blutigsten und immer noch bedrohlichsten. Charakteristisch sind die Wahnideen dieser Zeit und die darauf folgenden Katastrophen. Der hybride Auserwähltheits- und Sendungswahn der sogenannten arisch-germanischen Rasse führte zu zwei irrsinnigen, selbstmörderischen Hegemonialkriegen in Europa zwischen christlichen Brudervölkern und zerstörte damit auch die Hegemonie eines christlichen Europa in der Welt. Der Chiasmus vom Tausendjährigen Deutschen Reich, das nur zwölf Jahre dauerte, steigerte die apokalyptischen Kulturzerstörungen, Völkervertreibungen und Massenliquidierungen von Männern samt Frauen und Kindern. Das Inferno der Kesselschlachten, der Fliegerbomben- und Atombombenstürme, des KZ-Sadismus, der Ghetto- und Partisanenmassaker und des Kriegsgefangenensterbens bedeutete auch einen Zusammenbruch christlicher Kultur nach zwanzig Jahrhunderten Christentums, der begleitet war von ausgesprochen antichristlichen Kirchenverfolgungen, motiviert mit agitatorischen Aufreizungs- und Ablenkungsparolen gegen sogenannte Rassenfeinde, Volksfeinde und Kulturfeinde (Judenwahn, Jesuitenwahn, kirchliche Ausbeutung; Kulaken, Kapitalisten, Imperialisten; Intelligenzler, Feudalisten, Aristokraten).

Mit diesen zwei kulturzerstörenden Hegemonialkriegen Europas war der Weg frei für den Vormarsch Asiens zur Hegemonie in Europa und in der Welt, aber auch für einen antitheistischen, jetzt hochtechnisierten und international koordinierten Kommunismus, welcher wie ein gepanzertes Goliath die ganze Welt herausfordert zur Weltrevolution und das Christentum zum kleinen David macht. Dieser Kommunismus gibt sich wie ein pseudo-religiöser Messianismus mit Sendungsbewußtsein als Erlöser und Anwalt der geknechteten und zurückgebliebenen Völker, obwohl er selber Satellitenvölker mit Gewalt beherrscht. Mit prometheischem Griff nach dem weltzerstörenden Atomfeuer und mit gigantischen Weltraumunternehmungen erklärt er den Schöpfer-Gott für überholt und ohnmächtig. Die Dämonie eines hybriden Missbrauchs von Wissenschaft und Technik begünstigt so einen neuen Massenwahn, nämlich von der Allmacht des Menschen und der Ohnmacht Gottes, von der Überflüssigkeit der Jenseitsreligion für die sozialistische Kultur und von der Schädlichkeit der christlichen Kirchen für den sozialistischen Diesseitsmenschen. Hinzu kommt noch die besondere Dämonie einer Lügendemagogie, welche schon in der nationalsozialistischen Zeit begann und heute die ganze Welt verwirrt. Der Nationalsozialismus eröffnete faktisch dem Kommunismus den Weg nicht nur ins Herz Europas, sondern in die Welt. Beide offenbaren, wie weit die Welt gegenwärtig entchristlicht, aber auch im geordneten Bestand bedroht ist. Diese Wahnideen führen heute wieder zu Länderspaltungen statt zur Einheit, zu Flüchtlingsströmen statt zur Freiheit und zum Massenelend statt zur Erlösung der Mas-

sen. Wahnideen zeitigen eben Wahnsinnsausbrüche und irrsinnige Katastrophen. Solches Flackerfeuer der Weltrevolution droht wieder zum Lauffeuer eines Weltkrieges aufzulodern, daher die gegenwärtige apokalyptische Angst der ungeborgenen, unsicheren, innerlich haltlosen, entchristlichten Gesellschaftsordnung. Es sind Dämonien, die da zutage treten und umlaufen wie Epidemien. Sie sind gekennzeichnet nicht nur durch sporadische Wahnideen, sondern durch eine konstitutionelle diabolische Schizophrenie, eine Verzerrung und Verkehrung der geistigen Vorstellungen, der ethischen Werte und der sozialen Ordnungen. Und was geschieht gegen die Dämonie dieser Jahrtausendwende?

Diakonie gegen Diabolie

Die noch vorhandenen politischen und geistigen Ordnungsmächte – staatliche Demokratie und kirchliches Christentum – sind diesen Erschütterungen, zur Zeit wenigstens, nicht gewachsen. Eine bloße Formaldemokratie mit egoistischen Interessenhäufen der Kulisse und der Straße, die nur Gewinne, Rechte und Forderungen kennen, aber keine Pflichten; die Kompromiß und Mittelmaß zum Prinzip erhebt, Entscheidungen abschiebt und Erziehung versäumt, ist der geballten Diktatur des Kommunismus mit seiner konsequenten ideologischen Erziehung zu Höchstleistungen nicht gewachsen. Das Christentum ist ohnmächtig durch seine Kirchenspaltungen, durch sein quietistisches Stützen auf Staatskrücken, durch seinen Schwund an qualifiziertem, elitefähigem und volksführendem Nachwuchs (Priesterstand, Ordensstand, Akademikerstand), durch die Isolierung und Überforderung des Priesterstandes, sowie durch die passive Lethargie des dem Priester und der Kirche zu zwei Dritteln (in Städten noch mehr) fremd gewordenen Volksteils. Der Zusammenbruch der Monarchie gerade bei katholischen Völkern, die geringe Inkraftsetzung der christlichen Soziallehren gegen Großgrundbesitz und Großkapital gerade im romanischen Sprachgebiet (samt Latein-Amerika), die starke Zunahme von Kommunismus und Sektenum in diesen Ländern sind deutliche Zeichen von Schwäche des Christentums.

Trotzdem ist das Christentum nicht verloren. Es besitzt seine göttliche Stiftung und lebt mit und aus seinem Stifter, der bei ihm bleibt bis ans Ende der Zeiten. Aber das Christentum, das heißt die Kirche als ein ganzheitlicher Leib Christi mit Klerus und Kirchenvolk, muß im ursprünglichen Geist der Einigkeit und Liebe wieder erstarken; muß nach einseitig klerikalem Ausbau das brachliegende Laienpotential innerkirchlich und außerkirchlich mobilisieren, aus der statistischen Beharrung wieder zum dynamischen Vormarsch antreten, wie einst nach den Niederlagen der Glaubens-, Kirchen- und Reichsspaltung; muß den enthusiastischen Glaubenseifer und Glaubensmut der katholischen Reformation des Barockzeitalters wieder gewinnen. Dieses ist zwar endgültig vorüber auch mit seiner Kunstperiode, aber eine neue katholische Reformation im Sinne eines urchristlichen Geistes- und Gemeindelebens tut wieder not.

Sie begann zwar glücklich seit Pius X. mit einer belebenden Leib-Christi-Eucharistie und Leib-Christi-Ekklesiologie, auch mit einem neuen eucharistischen Kult in Gemeinschaftsliturgie von Klerus und Volk.

Und doch fehlt noch eine Grundkonstante lebendigen Christentums – die Diakonie aus der apostolischen, urkirchlichen Zeit! Sie hängt ja mit dem Geist des Evangeliums, mit dem eucharistischen Leben und mit einer zwischen Priester und Volk ausgewogenen Liturgie eng zusammen: eben

mit dem apostolischen und diakonischen Dienst der Wortverkündigung einerseits und dem unterschiedenen Dienst am eucharistischen Tisch und am Agapentisch. Der kirchliche Diakon war die erste organisatorische Grosstat der Apostelkirche in Jerusalem, ein unter Anrufung und Wirkung des Heiligen Geistes geweihtes Amt mit Vorschlag der Laien, eine amtliche Abzweigung, bevor noch die weitere Scheidung vom Aufseheramt und Ältestenamt, also vom Bischof und Priester, in der paulinischen Missionskirche stabilisiert war.¹

Diakonie, eine Grundkonstante des Christentums

Diakonie ist eine der drei Grundkonstanten lebendigen Christentums: göttliche Gnade – menschliche Willensfreiheit – und tätige Nächstenliebe aus Gottesliebe. Diese Nächstenliebe ist gleichsam die Resultante der zwei genannten Komponenten. Diakonie ist demütig dienende Liebe zum Mitmenschen nach dem Beispiel des Gottmenschen Christus. Dadurch ist sie die bewegende Grundkraft im dauernden Heilswirken Christi und seiner Kirche – eine Kraft, die aus Gott selbst stammt und wieder zu Gott führt.

Im innergöttlichen dreipersönlichen Leben ist (nach menschlichem Unterscheidungsvermögen) Liebe der Urgrund der ewigen Allmacht und Weisheit. Im außergöttlichen Wirken in der sichtbaren Welt der Schöpfung, Erlösung und mystischen Vollendung in Gott ist wiederum Liebe das vorherrschende Grundmotiv. In Christus und Maria ist die Kirche der Apostel, der Heiligen, der Jünger und Diener des Herrn die Gefolgschaft der dienenden Liebe.

Diese ist das charakteristische Merkmal und Charisma der Auserwählung und Berufung zum Heil, das Lebenswerk der Kirche in der Welt und der Pulsschlag christlichen Einzel Lebens, Gemeindelebens und Gesellschaftslebens. Paulus sprach das theologische Grundwort, daß gläubig hoffende Liebe das Größte und Ewige ist in diesem und im ewigen Leben, da sie in Gott alles glaubt, hofft, duldet und niemals aufhört. Lebendige Kirche ist die tätige, tägliche Ausprägung einer marianisch, franziskanisch und vinzentinisch dienenden Liebe im Geiste Christi. Diakonische Liebe ist daher das einzige und beste Heilmittel gegen diese diabolischen Dämonismen der Zeit. Sie ist der Notruf der Zeit gegen die neuen Notstände einer Gott abgewandten, kirchenfremd gewordenen und den inneren Halt verlierenden Gesellschaft, gegen die lethargischen «Ohne-mich»-Haltungen der Christen und die zerstörenden Haßentwicklungen im sozialen Leben. Sie ist das mütterlich dienende Kontaktorgan der Kirche zum Leben in der Welt. Gerade diese Isolierung von Kirche und Priester, die Isolierung von Einzelnotständen und Gruppennotständen muß durchbrochen und so die Unentbehrlichkeit und Notwendigkeit von Religion und Kirche wieder erwiesen werden.²

Diakonie, ein Notruf der Zeit gegen entartendes Grundverhalten

Das vielfach entartende Grundverhalten dieser Zeit findet bis ins einzelne seine Korrektur im diakonischen Grundverhalten.³ Der verhängnisvoll isolierende und ins Ghetto führende Ohnemich-Standpunkt von Christen, die sich im öffentlichen (politischen oder konfessionellen) Leben nicht mehr exponieren wollen, das heißt kein Bekenner-Christentum zeigen wol-

¹ Jean Colson, *La fonction diaconale aux origines de l'église*. Desclée de Brouwer, Paris 1960. Gottlieb Spörtl, Die heutige Diakonie neutestamentlich geprüft, in «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz» 1951 (Jahrgang 107), Nr. 13.

² Franz Thoma, *Um die Grundlagen einer katholischen Auffassung von Diakonie und Diakoniat* (biblische, theologische und kirchenrechtliche Grundlagen). In «Münchener Theologische Zeitschrift» 1961 (im kommenden Heft 3).

³ Franz Thoma, *Diakonie, Diakoniat und Diakonisches Jahr zur Bekämpfung kirchlich-sozialer Notstände*. In «Bayerisches Klerusblatt», München 1961 (im April).

len, kann nur durch persönliche, dialogische und fürsorgende Partnerschaft in Kontakt und Gespräch von Mensch zu Mensch, also in Einzeldiakonie, überwunden werden. («Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen ...») Es ist dies das Licht einer Neuverkündigung und Neubestätigung des Evangeliums Christi und man darf dieses Licht «nicht unter den Scheffel stellen».

Gegen die lethargische Passivität hilft wieder nur aktiver zusätzlicher Einsatz in der Gestaltung von Umwelt und Welt, sonst gestalten eben die Gegner der christlichen Weltanschauung. Es darf auch im Christentum kein Disengagement und keine Desinteressiertheit geben. («O daß du doch kalt wärest oder warm!...») Die ganze Religion ist persönliche Partnerschaft aus christlicher Verbundenheit in Gottes- und Nächstenliebe mit Gewissensverpflichtung vor dem göttlichen Gesetz und dem ewigen Richter.

Die bequeme Anonymität der Berufs- und Caritasorganisationen, die mit materiellen Beiträgen und Spenden alle Nächstenliebe und Verpflichtung abgegolten glaubt, kann nur durch persönliches Üben von leiblichen und geistlichen Werken der Barmherzigkeit überwunden werden. Persönliche Einzeldiakonie ergänzt eine unpersönliche Caritasorganisation und Wohlfahrtsbürokratie, besonders im Blick auf die seelische Not des Nächsten. Nur persönliche Diakonie sieht sich im leidenden Mitmenschen dem leidenden Christus gegenüber. Der gefangene, leidende, hungernde, nackte Christus muß im verelendeten Menschen vom Einzelmenschen wieder entdeckt und getröstet werden.

Gegen das bloße Verdienen muß Dienen wieder groß geschrieben werden; denn wo kein Glied des Leibes mehr den andern Gliedern dienen will, stirbt der Leib ab – so auch der Gesellschaftsorganismus! («Wer unter euch herrschen will, soll aller Diener sein».) Dem seelenlosen Verdienertjobismus, der den Beruf zum vorübergehenden Geschäft erniedrigt, ist nur die Berufs- und Arbeitsfreudigkeit aus gottgegebenem Beruf, aus Rechenschaft vor dem ewigen Richter über die Talente und ihre Verwaltung und aus Gewissensverantwortung für die Mitwelt und das Ganze überlegen. («Ihr Knechte, dienet eurem Herrn nicht um der Strafe, sondern um des Gewissens willen!») Der unsoziale Arbeitergrundsatz «möglichst wenig arbeiten und möglichst viel fordern» unterminiert die Gesellschaft, lähmt die Wirtschaft und gleicht passiver Resistenz und kalter Revolte. Er ist genau so unsozial wie der Ausbeutergrundsatz «möglichst viel arbeiten lassen und möglichst wenig zahlen».

Gegenüber der introvertierten Abkapselung einer autark, selbständig und bindungsfrei sein wollenden Jugend mit ihrer egoistischen Devise «Was wird mir geboten?» ist der Durchbruch von selbstgenügender, jugendgemäßer Liturgie zum idealen selbstlosen Mithelfen in der Diakonie notwendig, zum Einleben und Eindienen in die Berufswelt, Tradition und Kampffront der Erwachsenen mit der altruistischen Devise «Was muß ich mit meinen Talenten lernen und für die Gemeinschaft leisten?» Der Weg aus der allzu selbstgenügsamen, bequemen «Mitte» (das heißt Mittelmäßigkeit) zur leistungsfähigen, volksführenden Elite ist von der katholischen deutschen Jugend noch nicht gefunden! Denn trotz Wirtschaftshausse, Hochschulhausse und öffentlicher Studienunterstützung nahmen die katholischen Hochschulstudierenden bei einer Wohnbevölkerung 1950 von 44 % Katholiken (männlich und weiblich) im Bundesgebiet mit Westberlin 1952 bis 1959 ab von 40 % auf 35 % männliche und von 38 % auf 31 % weibliche Studierende, während gleichzeitig die evangelischen Studierenden bei einer Wohnbevölkerung von 51 % männlichen bzw. 53 % weiblichen im Gegenteil zunahm von 56 % auf 60 % männliche und von 59 % auf 65 % weibliche Studierende.

Gegen die materialistische Überschätzung der Diesseitskultur und ihre vergänglichen Nützlichkeiten ist der

Dienst an den ewigen, übernatürlichen Werten des Gottesglaubens und seines natürlichen und übernatürlichen Sittengesetzes vom Sinai und der Bergpredigt das einzig Wertbeständige der Kultur, weil nach altem Grundsatz die Seele der Kultur die Kultur der Seele ist. Nach dieser Wertung ist Gottes Lohn auch wertvoller als Erdenlohn. («Der Mensch lebt nicht vom Brot allein ... und was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt ...»)

Gegen die Entpersönlichung, Entseelung und Entgeistigung eines menschenverklarenden Kommunismus und eines vermassenden, das menschliche Ebenbild Gottes verleugnenden und zerstörenden Atheismus ist das Durchsetzen der Persönlichkeitswerte und Menschenrechte höchste Diakonie am Mitmenschen, dem Ebenbild der dreipersonlichen Gottheit. («Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis».)

Schließlich tritt dem weltzerstörenden diabolischen Klassen-, Rassen- und Religionshass die Menschen, Stände und Völker versöhnende und verbindende diakonische Liebe allein noch als eine die Ordnung und den Frieden vor dem Chaos rettende Macht entgegen. («Dies ist der Sieg, der die Welt überwindet, euer Glaube», das heißt tätiger Glaube, vgl. die wahre religio nach dem Jakobusbrief 2,27!) Christliche Diako-

nie vollendet so mit übernatürlichen Zielsetzungen, Beweggründen und Gnadenmitteln auch die edle, natürliche, aber an sich noch unzulängliche Diakonie der Bewegung von Caux.

Somit ist christliche Diakonie das zeitnotwendige Gegen- und Heilmittel gegen diese Dämonismen der Zeitwende, diese diabolischen Entartungen, Fehlhaltungen, Fehlentwicklungen und Erschütterungen eines rasanten Umbruchs der wirtschaftlichen, sozialen und kirchlichen Strukturen, einsteuerten begleitet vom züngelnden, internationalen Flackerfeuer einer vom Kommunismus angedrohten und angestrebten Weltrevolution, die das Lauffeuer eines neuen Weltkriegs entfachen könnte angesichts des geistig passiven, entscheidungsunfähigen Verhaltens der nichtkommunistischen Welt, die in sich uneinig ist, weil sie der gemeinsamen Ideologie und Willenskraft entbehrt.

Diakonie ist also keineswegs eine ideale Utopie, sondern eine Verpflichtung in Christus, eine Großmacht, die auch von den «Pforten der Hölle» nicht überwältigt werden kann, die selbst eine Weltrevolution waffenlos unterlaufen kann, ebenso wie allerdings eine bloße Machtkonstruktion der Kirche unterlaufen werden kann, wenn dem Machtgefüge nicht mehr der lebendige Geist Christi und das lebendige Laienpotential innewohnt.

Dr. Franz Thoma

Bücher

Luther M.: De servo arbitrio oder «Vom unfreien Willen». Antwort M. Luthers an Erasmus von Rotterdam.

«De servo arbitrio» oder «Vom unfreien Willen» vom Jahre 1525 ist nach Luthers eigenem Zeugnis eine seiner bedeutendsten Schriften. Sie wurde tatsächlich ein schicksalhaftes Dokument. Sie war die klarste Scheidung zwischen der katholischen Theologie erasmianischer Prägung und dem jungen Reformator, der über allen Humanismus hinweg die «Unfreiheit des Willens» auf der ganzen Linie, vor und nach dem Gnadenempfang, in der Rechtfertigung und in der Heiligung proklamiert. Die Schrift vom unfreien Willen bleibt heute noch die «Summa causae» echten Luthertums. Der Theologe war daher sehr dankbar, daß in der Reihe «Martin Luther, Ausgewählte Werke» (herausgegeben von H. Borcherdt und G. Merz, Chr. Kaiser-Verlag, München, 7 Bände) auch die Schrift «Vom unfreien Willen» als erster Ergänzungsband 1954 in deutscher Übersetzung erschien. Die neue Übersetzung besorgte B. Jordahn. H. J. Iwand schrieb die Einleitung und steuerte zusammen mit Jordan gut 50 Seiten Erläuterungen bei. Nicht weniger dankbar wird aber der Theologe und gebildete Laie sein, daß die Schrift auch wieder in der ursprünglichen lateinischen Fassung allgemein zugänglich gemacht wurde. In der von O. Clemen besorgten Reihe «Luthers Werke in Auswahl» (Walter de Gruyter & Co., Berlin, 8 Bände), in der Luthers wichtigste Werke in Originalfassung herauskommen, bringt der 3. Band vom Jahre 1959 (5. verbesserte Auflage) unsere Schrift mit einigen andern wichtigeren Werken aus den Jahren 1524–1528. Der Theologe wird deswegen gern zum lateinischen Text greifen, weil er wegen der lateinischen Klarheit Luthers Gedanken mit viel größerer Präzision erfassen kann.

Gewiß ist B. Jordahn, dem verschiedene deutsche Übersetzungen bereits vorlagen, die neue Wiedergabe gut gelungen. Trotzdem kommt sie unmöglich an die lateinische Klarheit heran, ja wirkt bisweilen gegenüber der lateinischen Einfachheit des Originaltextes sogar umständlich und schwer faßlich. Man fragt sich, ob zum Beispiel die wichtigen lateinischen Termini «necessario» und «contingenter» vorteilhaft immer mit einem ganzen Satz wiedergegeben werden, was zur Folge hat, daß einfache lateinische Satzgebilde im Deutschen sehr kompliziert werden, wie folgender Text illustriert. Luther sagt: «Contingenter autem fieri, dicitur (ne vocabulis abutamur) lingua latina non: ipsum opus contingens fieri, sed: contingente et mutabili voluntate fieri, qualis in Deo non est». Jordahn übersetzt dieses einfache Sätzchen also: «So, daß es anders sein könnte» geschehen aber heißt – um nicht die Worte zu mißbrauchen – in der lateinischen Sprache nicht, daß das Werk selbst so, daß es anders sein könnte, geschieht, sondern durch einen auch anders sein könnenden und unveränderlichen Willen geschieht, wie er in Gott nicht ist». Nebenbei bemerkt muß es auf Seite 47 in der Übersetzung heißen: «Darum folgt, daß der freie Wille ohne die Gnade Gottes ganz und gar unfrei ist» und nicht:

«Darum folgt, daß die Gnade Gottes ganz und gar nicht frei ist». In der Erläuterung zu Seite 25 kommen in dem kurzen lateinischen Zitat eine sinnstörende Auslassung und nicht weniger als vier Schreibfehler vor.

Man möchte nur wünschen, daß diese neuen Textausgaben manchen katholischen Professor ermuntern, ein theologisches Seminar einmal über diese Schrift zu halten, von der Luther gesteht, daß hier die «Hauptsache», der «Kardinalpunkt der Dinge», verhandelt wird. Das innerste Anliegen des Reformators wird hier offenbar. Andererseits dürfte sich gerade da eine neue Diskussion mit dem Protestantismus anbahnen. Denn unseres Erachtens kann die Grundposition Luthers vom unfreien Willen nicht gehalten werden, wenn nicht zugleich seine Prädestinationslehre bejaht wird. Aber gerade diese wird heute unter der mächtigen Führung K. Barths von vielen evangelischen Theologen aufgegeben.

A. E.

Roth Paul: Opium für das Volk. Verlag J. Pfeiffer, München 1961.

Im Vorwort finden wir die treffenden Worte: «Dieses Buch ist nicht für jene bestimmt, die die Lehren, die Geschichte, das System und die Taktik des Kommunismus kennen. Es ist vielmehr geschrieben für die vielen, welche nicht mehr wissen, als daß der Kommunismus 'böse' ist». Der Verfasser bringt alle Voraussetzungen mit, dem Kommunismus die Maske vom Gesicht zu reißen, hat er doch als Sohn des deutschen Konsuls in Odessa und in den fünf Jahren, die er in den Straflagern des Urals und Karagandas verbrachte, bestens Gelegenheit gehabt, die Licht- und Schattenseiten des sowjetischen Alltags kennenzulernen, um so mehr, als er praktisch perfekt russisch spricht. Ich hatte Gelegenheit, Dr. Paul Roth bei verschiedenen Gelegenheiten persönlich zu sprechen und ich habe immer, auch in seinen glänzenden Vorträgen, die profunde Sachkenntnis bewundert, die diesen Mann auszeichnet, insbesondere was sein Wissen über die sowjetische Meinungslenkung anbelangt, wo er nun tatsächlich ein Spezialist genannt werden muß. Von seinem Können zeugt auch der von ihm als Rédacteur en chef redigierte «Digest des Ostens», der leider in der Schweiz viel zu wenig beachtet wird und den wir gerade an dieser Stelle ebenfalls wärmstens empfehlen wollen!

In seinem Buch «Opium für das Volk» geht der Autor aus von der kommunistischen Theorie, um darauf in einem zweiten Teil diese Theorie mit der Wirklichkeit zu konfrontieren und schließlich die Auswirkungen auf die übrige Welt aufzuzeigen. Die Einfachheit seiner Darstellungen ist sehr überzeugend, um so mehr, als er diese immer durch die entsprechenden Zitate zu unterstreichen weiß! Besonders einprägsam wirken die Gegenüberstellungen, in denen er den Christen und den Kommunisten vergleicht. Wer van Berghs «Rote Springflut» noch nicht kennt, der wird in unserem besprochenen Buch eine kurze, aber erschütternde Zusammenfassung finden, wie die Bolschewiken es im Laufe der Jahre verstanden haben, in den

verschiedenen Ländern die Macht an sich zu reißen! Wir haben vielleicht im Westen noch viel zu wenig realisiert, was sich eigentlich abspielt. In der Zeit von 1935-1950 hat die Sowjetunion nicht weniger als 15 von den insgesamt geschlossenen 18 Militärbündnissen verletzt! Außerdem annektierte die UdSSR ein Gebiet von 691 000 qkm mit über 20 Millionen Einwohnern. Es ist genau das Illustrationsmaterial zu den Worten Lenins: «Nur Schufte und Idioten können sich einbilden, daß das Proletariat erst die Majorität haben muß in Wahlen ... Wir dagegen behaupten, daß das Proletariat erst die Bourgeoisie stürzen und die Macht an sich reißen

muß ...» Paul Roth verzichtet sehr bewußt auf Polemik, er läßt die nackten Tatsachen sprechen – und diese sind deutlich genug, wenn man sich einmal ausrechnet, daß heute bereits etwas mehr als ein Drittel der Weltbevölkerung (d. h. etwa 1 Milliarde von insgesamt 2,9 Milliarden Menschen) im kommunistischen Herrschaftsbereich leben. Gerade der nüchterne Stil des Buches, das die Fakten ehrlich wiedergibt, wird jeden Leser angenehmst berühren. Sicherlich ein Buch, das man gelesen haben sollte, um so mehr, als es als Taschenbuch zweifellos für jedermann erschwinglich ist!

Robert Hotz

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Reichl Hermann, OSB: Der Tag des Herrn - Die Heiligung des Sonntags im Wandel der Zeit. Verlag Herder, Wien, 1958. 156 S., kart. öS 43.—.

Perls Hugo: Das Geheimnis der Kunst. Artemis-Verlag, Zürich/Stuttgart, 1959. 240 S., Leinen Fr. 17.50.

Pfleger Karl: Kundschafter der Existenztiefe. Verlag Jos. Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1959. 288 S., Leinen DM 12.80.

Plohn Helene: Dein Kind und seine Sprache. Reihe «Dienen und Helfen», Heft 17. St.-Antonius-Verlag, Solothurn, 1958. 48 S., Fr. 1.20.

Podhradsky Gerhard: Das Wort vom neuen Leben. Stimmen der Väter zum Kirchenjahr. Verlag Herder, Wien, 1959. 132 S., 10 Bildtafeln, Leinen sFr. 9.80.

Pont. Facoltà Teologica di Milano: Problemi e orientamenti di teologia dommatica. Band I und II. Editore Dott. Carlo Marzorati, Milano, 1957. Band I = 960 S., Band II 1106 Seiten.

Rahner Karl: Das Dynamische in der Kirche. Reihe «Quaestiones Disputatae», Band 5. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 148 S., engl. brosch. DM 8.40.

Rahner Karl: Visionen und Prophezeiungen. Reihe «Quaestiones Disputatae», Band 4. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 108 S., engl. brosch. DM 6.80.

Randa Alexander: Handbuch der Weltgeschichte. Registerband. Total 3 Bände, 3270 Spalten, 150 Illustrationen, 126 Karten, Preis Neuauflage 1959 Fr. 182.—. Walter-Verlag, Olten.

Ringger Peter: Das Weltbild der Parapsychologie. Walter-Verlag, Olten/Freiburg i. Br., 1959. 224 S., Leinen Fr. 14.80.

Roeder Günther: Die ägyptische Götterwelt. Reihe «Der alte Orient», Band 1. Artemis-Verlag, Zürich/Stuttgart, 1959. 412 Seiten, Leinen Fr. 24.80.

Rusch Dr. Paul: Kirche im Gebirge und anderswo. Ein Leitbild zeitgemässer Pastoral. Kompendien-Reihe. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 1959. 256 S., Leinen Fr. 14.—.

Salmony H. A.: Johann Georg Hamanns metakritische Philosophie. 1. Band: Einführung in die metakritische Philosophie J. G. Hamanns. Evangelischer Verlag, Zollikon, 1958. 338 S., Leinen Fr./DM 23.50.

Schäfer F. M.: Es ist Licht genug. Gespräche über den Glauben und seine vergessene Tiefe. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München, 1959. 307 S., Leinen Fr. 13.80.

Scharp Heinrich: Wie die Kirche regiert wird. Papst — Kardinäle — Vatikan. Band 40 der «Herder-Bücherei». Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 128 S., Fr. 2.30.

Schekle Karl Hermann: Die Mutter des Erlösers. Ihre biblische Gestalt. Reihe «Die Welt der Bibel». Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1958. 104 S., DM 5.80.

Schnackenburg Rudolf: Gottes Herrschaft und Reich. Eine biblisch-theologische Studie. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1959. XVI/256 S., Leinen DM 21.50.

Schneider Reinhold: Der Tod des Mächtigen. Erzählung. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 2. Aufl. 1958. 56 S., Pappband DM 3.80.

Schneider Reinhold: Verhüllter Tag. Band 42 der «Herder-Bücherei». Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1959. 189 Seiten, Fr. 2.55.

Schutz Roger, Prieur de Taizé: Vivre l'aujourd'hui de Dieu. Presses de Taizé, Taizé, 1959. 144 S., brosch. frs. 540.—, sFr. 4.80.

Sammelroth Otto S. J.: Ich glaube an die Kirche. Erwägungen über das gottmenschliche Geheimnis der Kirche. Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1959. 120 S., Leinen DM 7.80.

Sheen Fulton J.: Es lohnt sich, zu leben. Der Christ und die Probleme der heutigen Welt. Rex-Verlag, Luzern/München, 1959. 224 S., kart. Fr. 10.80, Leinen Fr. 12.80.

Siegmund Georg: Die Welt als Gottes Spur. «Religiöse Quellenchriften». Heft 18/19. Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1958. 104 S., brosch. DM 3.—.

Sih Paul: De Confucius au Christ. Collection «Eglise vivante». Editions Casterman, Tournai, 1959. 184 S., brosch. bFr. 75.—.

Staatslexikon, Band III: Erbschaftssteuer — Harzburger Front. Hrs. Görres-Gesellschaft. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1959, 6. neu bearb. und erw. Auflage. 8 S. und 1232 Sp., Leinen DM 76.—, Halbleder DM 85.—.

Steun Fedor: Der Bolschewismus und die christliche Existenz. Kösel-Verlag, München, 1959. 298 S., Leinen DM 15.50.

de Surgy Paul: Les grandes étapes du mystère du salut. Les Editions Ouvrières, Paris, 1958. 235 S., brosch. fFr. 570.—.

Susa Georgette: Geheimnis der Selbstbegegnung. Erfahrungsbericht einer seelischen Entwicklung. Origo-Verlag, Zürich, 1959. 225 S., Fr. 12.50.

Thalhammer Dominik: Gelebtes Gebet. Gedanken zum Vater-unsere. Verlag Herder, Wien, 1959. 128 S., Halbleinenband Sch. 39.—.

Thayer Charles W.: Die unruhigen Deutschen. Alfred Scherz Verlag, Bern, 1958. 288 S., Leinen.

Thurin Max, Frère de Taizé: L'Eucharistie. Memorial du Seigneur, Sacrifice d'action de grâce et d'intercession. Editions Delachaux et Niestlé S. A., Neuchâtel/Paris, 1959. 287 S., brosch. sFr. 8.50.

Valbert Jean: Schwere Treue. Spur-Bücher. Alsatia-Verlag, Freiburg i. Br., 1959. 192 S., alle Bände Leinen DM 6.60, kart. DM 4.90, brosch. DM 3.80.

Vecsey Dr. Lajos: Ungarn — Retter des christlichen Abendlandes. Genossenschafts-Buchdruckerei, Appenzell, 1958. 160 Seiten, 16 Illustr., brosch. Fr. 3.50.

Venard J. CJM: Israel in der Geschichte. Reihe «Die Welt der Bibel». Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1958. 96 S., DM 5.80.

Verdross Dr. Alfred: Abendländische Rechtsphilosophie. Ihre Grundlagen und Hauptprobleme in geschichtlicher Schau. «Rechts- und Staatswissenschaften», Band 16. Springer-Verlag, Wien, 1958. X/270 S., Leinen Fr. 28.70, kart. Fr. 25.60.

Villette Louis: Foi et Sacrement. Pour un dialogue entre les Eglises. Du Nouveau Testament à Saint Augustin. Bloud et Gay, Tournai, 1959. 335 S., broschiert.

Viollet Jean: Familien-Seelsorge. Versuche und Wege. «Dienst am Heil», Band V. Alsatia-Verlag, Freiburg i. Br., 1958. 236 S., Leinen DM 15.60.

Herausgeber: Apogetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Bösigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnements- und Inseratennahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 190.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. — Deutschland: DM 13.50/7.—. Best. u. Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. — Dänemark: Jährl. Kr. 25.—. Einzahlung an P. J. Stübli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halbj. NF. 7.—, jährl. NF. 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicola da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 80.—. USA: Jährl. \$ 4.—.

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich